

das nur durch die völlige Hingabe an seinen Beruf erreicht werden konnte. Auch des deutschen Konsuls dürfen wir hier nicht vergessen; niemand könnte verstanden haben, so gut das Deutsche Reich zu repräsentieren, bei aller Courtoisie gegen die englische Gesellschaft so wirksam die Rechte deutscher Angehöriger zu vertreten. Seine Wahl in die Examinationskommission für die Prüfungen am Südaustralischen Institut, wie in den obersten Rath, dem die Leitung des Schulwesens anvertraut war, bekunden die hohe Achtung, welche er den Briten abzugewinnen wusste. Seine eifrige Unterstützung australischer Forschung haben dankbare Reisende durch Benennung von Flüssen und Bergen nach ihm anerkannt; der Name Treuer begegnet uns mehr als einmal auf der Karte des Kontinents.

Noch manch anderer hat in bescheidenerer, anspruchsloserer Weise dahin gearbeitet, den deutschen Namen geachtet zu machen. Und gerade auf dieser Achtung wird die Existenz des Deutschthums beruhen. Es war erklärlich, wenn in den Zeiten unserer Zersplitterung und Schwäche sich mancher Deutsche seiner Nationalität zu entäussern suchte; heute sich einem mächtigen und hochgeschätzten, wenn auch nicht geliebten Volke angehörig wissend, wird er nicht so leicht mehr fahnenflüchtig werden.

Der Kaffeebau auf Java.

Von

J. Rademacher.

Unter den Produkten, welche aus Java für den Verkauf in Europa ausgeführt werden und welche, abgesehen von Privatunternehmern, der Regierung das meiste einbringen, steht der Kaffee obenan. Es werden jährlich über 1 Million picol (1 picol = 125 Amsterdam. Pfund) zu einem Geldwerth von ca. 40 Millionen Gulden verkauft, von welcher Summe, nach Abzug von ca. 15 Millionen für Verwaltung, Transport, Bezahlung des Produkts an javanische kleine Pflanzler, also 25 Millionen Netto Verdienst sind, während von den andern Hauptausfuhrprodukten Zucker z. B. ca. 10 Millionen, Indigo 1 Million rein für den Staat übrig bleiben. Der Ueberschuss aus dem Produktenbau entspricht also ungefähr den 40 Millionen, welche jährlich als Ueberschuss aus den Colonieen in das holländische Budget eingestellt werden, während die übrigen Einnahmen, Ein- und Ausfuhrzölle, Opiumpacht etc. genügen,

die ganze Verwaltung von Holländisch-Indien zu decken. Diese schönen Resultate verdankt Holland dem im J. 1830 eingeführten Cultursystem, über welches es nöthig ist noch etwas zu sagen. Im Jahre 1818 wurden bezüglich des Aufenthalts und der Unternehmungen von Menschen aller Nationen in Java Bestimmungen getroffen, welche als höchst liberal bezeichnet werden müssen. Die Arbeit des Javanen mag da wohl von allen Seiten ausgenutzt sein. Der Adat (mit „adat“ bezeichnet der Javane alles uralte Hergekommene und Ueberlieferte und stellt diesen Adat höher als alles Andere, selbst als seine mohammedanische Religion) wurde nicht mehr geachtet, und die Folge war jener furchtbare Aufstand unter Dipo Negoro von 1825—1830, welcher Java verwüstete, enorme Menschen- und Geldopfer verursachte, und bei dessen Ende in Holland wirklich die Frage discutirt wurde, ob es nicht besser sei, Java als Colonie aufzugeben. Es wird jetzt zugestanden, dass Dipo Negoro, bei dessen Namen noch jeden Holländer gelindes Gruseln beschleicht, nicht anders handeln konnte. Der Kelch von Beleidigungen war schon zum Ueberlaufen voll. Er steht auf einem Hügel vor seinem Hause und überschaut voll von Bitterkeit das Land. „Was machen jene Leute dort unten?“ ruft er seinen Begleitern zu. Diese gehen und bringen den Bescheid: „Herr sie machen einen Weg und stecken denselben durch Pfähle ab über die Gräber unserer Vorfahren“. „Geht hin“, donnerte er ihnen zu, „reisst die Pfähle aus, stellt Lanzen an deren Stelle und widersetzt euch der Entheiligung unsrer Gräber“. Da war es geschehen. Doch genug davon. Im Jahre 1830 kam Holland also zu der Ueberzeugung, dass es so nicht weiter gehe, dass Java nicht so eine Art Glücksfeld aller Völker sein könne, sondern dass es in erster Linie den Holländern nutzen müsse; und der Herr van den Bosch hat das grosse Verdienst, das Cultursystem ausgearbeitet und durchgeführt zu haben, welches, gestützt auf genaue Kenntniss des Characters der Javanen, jetzt noch in der Hauptsache in Kraft ist und welches in der That die Situation wie mit einem Zauberschlag veränderte. Welch ein Verkehr seitdem zwischen Java und Holland! Hunderte von Schiffen haben zu thun die Produkte nach Holland zu bringen, der Handel von Amsterdam und Rotterdam nahm gewaltig zu, und Java sowohl wie Holland war zufrieden. Dieses in der holländischen Colonialgeschichte berühmt gewordene System zielt in der Hauptsache darauf hin, dem höchst bedürftigen Staate rasch und unmittelbar Geld zu verschaffen. Da nun der arme Javane von diesem Artikel auch nichts hat, so musste er seine Verpflichtungen gegen den Souverain in der Weise erfüllen, dass er solche Produkte baute, welche auf dem europäischen Markte sofort verkäuflich waren; diese Produkte wurden ihm bezahlt, jedoch zu

einem Preise, welchen die Regierung in jedem Jahre festsetzte. Ausserdem durften Privatleute, selbst holländischer Nationalität, nur noch im Innern etwas unternehmen, wenn der betreffende Resident erachtete, dass dadurch den Regierungsplantagen in keiner Weise durch Entziehen der javanischen Arbeitskraft Schaden zugefügt werden könnte. Landeigenthum konnte Niemand erwerben, sondern nur wüstes Land zum Anbau in Pacht von der Regierung und unter festen vorgeschriebenen Bedingungen erhalten. Damit war, wie gesagt, das Richtige getroffen, und seit jenem Jahre 1830 nimmt die Colonie fortwährend an Blüthe zu. Ueber die Resultate des Kaffeebaues haben wir schon gesprochen, dennoch ist man selbst damit noch nicht zufrieden und behauptet, dass derselbe mehr aufliefern müsse, und in der That, wenn man die Zahl fruchttragender Bäume mit dem erhaltenen Produkt vergleicht, so kommt man zu der Ueberzeugung, dass etwas noch nicht in Ordnung ist. Es werden denn auch seitens der Regierungsbeamten so manche nothwendige Massnahmen ausser Acht gelassen, was von Privatunternehmern nicht geschieht, deren Ländereien denn auch erheblich mehr Produkt aufbringen. Schreiber dieses Artikels hat mehrere Jahre das Land eines Privatunternehmers verwaltet und glaubt, gestützt auf das, was er von diesem Manne, welcher eine 30 jährige Erfahrung im Kaffeebau hatte, sowie durch eigene Beobachtungen und Vergleiche mit benachbarten Ländereien lernte, im Stande zu sein, einige Andeutungen über zweckmässigeren Anbau und Behandeln von Kaffeebäumen zu geben. Dieses Land lag ungefähr in der Mitte Javas in der Nähe der beiden Vulcane Sendoro und Soembing.

Man wähle, wenn man es haben kann, zur Anlage sanft abfallendes Terrain, welches einen raschen Abfluss der Regengüsse gestattet; doch auch auf steileren Höhen wächst der Baum noch gern. Flachland dagegen, namentlich solches, wo die Regenmengen nicht schnell fortgehen, ist zu vermeiden. Die Bäume können viel Trockenheit vertragen, sind aber gegen grosse Feuchtigkeit empfindlich, und stauende Nässe von unten ist geradezu der Tod der Bäume. Das ganze Land theilt man durch rechtwinklig sich schneidende Wege in Abschnitte, welche 500—2000 St. Bäume enthalten können; jeder Abschnitt erhält eine Nummer und auf der Karte, welche man danach anfertigt, wird das Pflanzjahr der Bäume vermerkt. In Java findet man in den benachbarten Bergen zur ersten Anlage wildwachsende junge Pflanzen genügend, man vergiebt das Holen und Einpflanzen in Accord gegen gewöhnlich 1 cent per Baum. Die Pflanzlöcher sind ca. 1 Fuss tief, und die Pflanze selbst steht ungefähr ebensoweit über der Erde. Verschieden sind die Ansichten über die Zwischenräume, in welchen die Bäumchen eingesetzt

werden. Mancher hält 6 Fuss für genügend, mancher 8 und 10 Fuss im Quadrat für besser; hat man reichlich Land und ist nicht zu sehr darauf angewiesen den Platz auszunutzen, so sollte man unter 8 Fuss in keinem Falle nehmen, denn einmal sind Licht und Luft die Lebens Elemente für den Kaffee, und dann muss man auch gleich an das Pflücken mit denken, wobei etwas reichlicher Platz immer besser ist. Das Pflanzen sowie alles Nachpflanzen von ausgegangenen Bäumen geschieht am Besten in der Regenzeit. Ueberwiegend, ich möchte sagen durchweg ist man in Java der Ansicht, dass es nöthig ist, mit den kleinen Kaffeebäumen zugleich Schattenbäume zu pflanzen mit dem Zweck also, das Verkommen der Anlage in der trockenen Jahreszeit zu verhüten. Versuche zeigen indessen, dass auch ohne diese Schattenbäume die Kaffeebäume gut wachsen und namentlich voller von Früchten sitzen als ihre Kollegen im Schatten. Auch hört man erzählen, dass auf Ceylon das System der Schattenbäume nicht zur Anwendung kommen soll. Wie dem aber auch sei, es ist vielleicht riskant eine Gewohnheit unterlassen zu wollen, welche seit der Einführung des Kaffee in Java, Anfang dieses Jahrhunderts, besteht, und bei welcher doch im grossen Ganzen die Anbauer gut ausgekommen sind. Nur hüte man sich, diese Schattenbäume zu dicht zu pflanzen: wenn immer in das 3. Kaffee-Quadrat ein solcher Baum gesetzt wird, so ist es genügend. In Java wählt man für diesen Zweck den dadap-Baum, welcher der Erde wenig Nahrung entzieht, rasch wächst und sich oben ziemlich reichlich ausbreitet. Allerdings erhält ein Kaffeeland erst durch diesen dadap-Baum seinen lieblichen waldähnlichen Charakter.

Die Hauptarbeit in den Plantagen bleibt das sich immer wiederholende Reinigen des Bodens von Gras und Unkraut. Man sehe zu, dass, wenn man damit durch ist, das Gras in den zuerst bearbeiteten noch nicht wieder zu hoch geworden ist; kleiner Schlangen und sonstigen Ungeziefers wegen gehen sonst die Leute nicht gern hinein, und man müsste es erst sicheln lassen. Die Javanen hacken das Gras mit ihrer Nationalhacke, dem patjol, flach ab, denn die Wurzeln der Bäume liegen nicht tief. Bei diesen Arbeiten ist grosse Aufsicht nicht nöthig, der Javane ist damit bekannt und verrichtet dieselben ziemlich gewissenhaft. Besonders wäre noch darauf zu achten, dass bei neuen Anlagen in den ersten 3 Jahren der Boden immer recht rein gehalten wird. In diesen Zeiten sind mit die grössten Feinde der Pflanze die wilden Schweine, welche herdenweise darin einbrechen und die jungen Bäume auswühlen, denn die Wurzeln schmecken ihnen sehr. Die Anlage wird nun schon waldähnlich, täglich sieht man kleinere, zuweilen auch grosse Schlangen, und auf den höheren Bäumen springen Eichhörnchen und Affen.

Im dritten, besonders aber im vierten Jahr tragen die Bäume Früchte. Das sorgfältige Pflücken ist nun die Hauptsache geworden, und dabei ist gute Aufsicht von europäischen Beamten nöthig, denn der Javane nimmt es so genau nicht und lässt bei ungenügender Aufsicht einen Theil der Ernte einfach verloren gehn.

Auch sind die Leute immer geneigt, die Zweige mit einem Male abzustreifen, unbekümmert, was reif oder noch nicht reif ist; dadurch erhält man dann ein schlechtes und ungleiches Produkt, und die Fruchtkerne werden ausserdem für die folgende Ernte verdorben. Die gleiche scharfe Aufsicht muss beim Trocknen der Frucht stattfinden. Dies geschieht auf etwas abfallendem Terrain, welches von Gras etc. befreit und auf dem die Erde festgestampft wird. Man schüttet die fleischige Frucht flach darauf aus und sieht leicht, ob die Hülsen recht trocken geworden sind; sie sind dann schwärzlich, hart und springen bei einem Druck zwischen den Fingern in Stückchen.

Ueber das „Toppen“ (Holländisch top = Spitze) der Bäume sind die Meinungen getheilt; es besteht dieses einfach darin, dass man keinen Baum höher als 6 — 7 Fuss werden lässt, indem man die Spitze abbricht. Doch scheint dieses wirklich nützlich zu sein. Die Stämme werden dadurch stärker, die Zweige streben mehr in die Weite, und das Pflücken wird erleichtert.

Solange die Bäume als jung bezeichnet werden können, haben sie die Form unserer Tanne, indem sie nach oben spitzig zugehen. Werden sie alt, so verlieren sie die untern Zweige, die sonst die meisten Früchte tragen, mehr und mehr, oben aber breitet sich die Krone weit aus und vermischt sich mit denen der nächsten Bäume, so dass das Ganze dann ein Gewirr von Blättern bildet, durch welches Licht und Luft nicht mehr genügend hindurch kann; alsdann soll man nicht länger säumen und die Bäume abhauen. Wie sehr Licht und Luft und Freiheit Lebensbedingungen sind, sieht man erst nach einiger Zeit. Reitet man flüchtig durch ein Land, so scheint alles prächtig zu stehen, denn die Bäume, welche den Weg begrenzen und mehr Sonne und Freiheit haben, sitzen gewöhnlich voll von Früchten. In Mitten der tuine sieht es aber oft viel schlechter aus. Bis zum 12. — 15. Jahre tragen sie indessen reichliche Frucht, ja auf höheren, kühler gelegenen Bergen soll man sie erheblich länger stehen lassen können.

Was nun die Frage angeht, inwieweit der Kaffeebaum den Boden aussaugt und ob einmal die Zeit kommen wird, wo der Boden keinen Kaffee mehr hervorbringt, so hört man in Java niemals eine solche Befürchtung aussprechen. Einige pflanzen schon 1 oder 2 Jahre vorher, ehe sie die alten Bäume abhauen lassen wollen, in das Quadrat neue

Bäume dazwischen, denn die Landpächter müssen mit ihrem Grundstück sparsam umgehen und sind durchaus nicht in der Lage, immer neues Land nehmen zu können; Andere hauen vor dem Pflanzen die alten Bäume gänzlich ab. Der Mist von dem Vieh, welches auf dem betreffenden Lande gehalten wird, wird allerdings an den Bäumen verstreut, sonst hört man nichts von besondern chemischen Düngemitteln. Mancher wendet Guano an, um die jungen Bäume früher zum Fruchttragen zu bringen, doch ist es zweifelhaft, ob die Kosten dabei herauskommen. Im ganzen ist es eine einfache Kultur, die Verwaltung leicht, und der Ertrag bei weitem nicht den grossen Schwankungen unterworfen wie bei Tabak, Zucker und Indigo. Die Holländer haben deshalb vollkommen Recht, wenn sie, in der Annahme, dass der Boden Javas besonders dafür geeignet ist, diesem Produkt immer grössere Aufmerksamkeit zuwenden und noch viele hundert Millionen daraus zu erhalten hoffen. Mit allem gelingt es ja auch dort nicht auf die Dauer; Indigo z. B. will entschieden nicht mehr fortkommen. Die Resultate sind von Jahr zu Jahr schlechter darin geworden, und man wurde darüber einig, dass nur ein richtiges System von Düngung dem aufhelfen kann.

Man kann also hinsichtlich der Rentabilität des Kaffeebaues ruhig die Meinung aussprechen, dass derselbe gut rentiren muss, wenn das betreffende Land einmal 1 oder selbst 2 schlechtere Ernten aushalten kann. Bei den Privatländereien ist das freilich auf Java selten der Fall. Diese gehen ziemlich rasch immer in andere Hände über, denn wer nach der Uebernahme eines Landes einige gute Ernten hintereinander hat, will gewöhnlich in der Stadt oder in Europa von seinen Renten leben, er überlässt also einem Andern gegen geringe Anzahlung die Plantage. Den Rest zahlt ihm ein Handelshaus in der Hafenstadt, dem dafür das Land verpfändet wird, und dem der Kaffee gegen Marktpreis überlassen werden muss. Dieses Haus liefert auch bereitwillig die nöthigen Gelder zu Arbeitslohn. Treten nun einige schlechte Ernten ein, so dass die Vorschüsse eine gewisse Grenze überschritten haben, so nimmt das Haus, wenn es will, das Land in eigene Verwaltung. Doch gehören mehrere schlechte Ernten hinter einander zu grossen Seltenheiten. Um noch etwas über die Arbeitsverhältnisse zu sagen, so hat jedes Land gewöhnlich eine Anzahl Häuser resp. Hütten, in welchen diejenigen Leute freie Wohnung und freien Reis erhalten, welche als Stamm auf dem Lande entweder dauernd wohnen oder sich wenigstens für 1 Monat verpflichtet; sie erhalten dann Ende des Monats noch ca. 5 Gulden Lohn. Ausserdem finden sich aber jeden Tag noch Leute ein, die anderweitig Wohnung haben, aber sich einen oder mehrere Tage

einiges verdienen wollen; diese werden vom Aufseher jeden Tag bezahlt und erhalten ungefähr 25 cent (= 45 ₤).

Zum Bearbeiten eines Landes, welches ca. 1500 Centner Produkt hat, ist ein Stamm von ca. 50 Mann nöthig und ausreichend, in der Pflückzeit helfen deren Frauen noch pflücken und sortiren. In dieser wichtigsten Zeit gebe man lieber einige Cente mehr Lohn, denn es kommt wohl vor, dass die Javanen den Kaffee, welchen sie auf einem Lande gepflückt haben, auf einem andern, wo es mehr Pflücklohn giebt, abliefern. Des Transportes wegen hält man auf den Ländern noch eine Anzahl Kühe, welche aus dem Innern die Säcke, einen an jeder Seite hängend, erst bis zu einem fahrbaren Wege bringen.

Gerechte Behandlung der Javanen ist nöthig, aber sind sie damit zufrieden, so giebt es auch so leicht keine willigeren Arbeiter. Die Persönlichkeit des Europäers, welcher auf dem Lande ist, kann in dieser Hinsicht viel zum Vorwärtskommen beitragen. Leutseligkeit nach unsern Begriffen wollen die Javanen durchaus nicht haben, sie betrachten einmal den Europäer als ein Wesen besserer Art und sehen es gern, wenn man sie fühlen lässt, wie gross der Abstand zwischen uns und ihnen ist. Macht man sich erst missliebig, so mag man nur das Innere verlassen, denn auch für höheres Lohn thun die Leute dann nichts mehr.

Die Ertragsfähigkeit der Bäume kann man im Durchschnitt zu $\frac{1}{2}$ Kilo pro Baum annehmen, jüngere Bäume allein tragen wohl etwas mehr.

Ein sächsischer Weltumsegler des 16. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. A. Kirchhoff.

Weltumsegelungen gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert; sie waren noch gegen Ende desselben keine alltägliche Erscheinung. Dass eben um diese Zeit ein sächsischer Edelmann eine solche ausführte, ist bis vor kurzem gänzlich unbekannt geblieben. Der Güte des Herrn Archivrath Beyer verdanke ich die Bekanntschaft mit dem einzigen Document, aus welchem diese Thatsache hervorgeht; es ist die in einem Exemplar dem Gräfllich-Stolbergischen Archiv einverleibte Leichenpredigt, welche am Grabe jenes Weltreisenden von Magister Johann Durrius, Pastor in Pretsch (einem Elbstädtchen zwischen Torgau und Wittenberg), im November 1626 gehalten wurde und im zweitfolgen-